

## Teil Drei

### 1

Paris ist eine seltsame Stadt, oder ich bin es, der in einen seltsam zu benennenden Zustand verfällt, sobald ich nach Paris komme. Nirgendwo sonst auf der Welt geschieht, was hier jedes Mal passiert, dass mich von dem Augenblick an, da ich den Boden der Stadt betrete, das Gefühl begleitet, ich sei nicht allein. Da ist ein Zweiter in oder neben mir. Ich weiß nicht, wo er – ja er, keine sie – sich aufhält, während ich anderswo in der Welt unterwegs bin, was er macht und denkt (wenn er das tut), wie er davon erfährt, dass ich im Anflug bin, früher in Anfahrt war. Auf die Minute genau ist er zur Stelle, grußlos, ohne Aufsehen, einfach da.

Ich bin um vier Uhr früh aufgestanden, nach langer Pause wieder einmal in meiner die meiste Zeit des Jahres leer stehenden Wohnung in Bad Kleenheim. Von dort sind es im Taxi keine vierzig Minuten zum Flughafen von Wien. Um sechs Uhr hob die Maschine ab, landete um sieben Uhr vierzig in

Charles de Gaulle, und um neun Uhr dreißig stieg ich an der Endstation des Airport Shuttles nahe der Oper aus. Das Pariser Pflaster unter den Füßen war er auch schon neben mir. Er hat keinen Namen, aber da wir einander schon so lange kennen, nenne ich ihn meinen Freund. Er kennt sich aus in der Stadt, schließlich lebt er schon fast ein gesamtes Leben hier, wogegen ich, alles zusammengezählt, höchstens einige Monate in der Stadt herumgestreunt bin. Das erste Mal im Jahr 1955, zehn Jahre nach dem Ende des Krieges. Damals spielte Sindney Bechet – oder war es Count Basie? – in dem Kellerlokal, dessen Namen wir vergessen haben. Seit damals auch kennen wir das Hotel DE LONDRES am Quai de Conti, Ecke Rue Bonaparte, im Quartier Latin. Da ginge ich am liebsten wieder hin, aber das Hotel gibt es schon lange nicht mehr. Ich will trotzdem nach Saint-Germain, und habe im Hotel LE PETIT TRIANON, Ecke Rue Buci und Rue de l’Ancienne Comédie, ein Zimmer reserviert. Ursprünglich wollte ich nach Le Marais, am rechten Seineufer, aber da gab es kein Hotel unter hundert Euro die Nacht, das wollte ich mir nicht leisten.

„Lass uns zu Fuß gehen, wie in alten Tagen“, sagte ich zu meinem Freund, „schaffst du das?“ Natürlich schaffe er das, antwortete er, schließlich sei nicht er gestern vom Rad gestürzt und habe sich den Schleimbeutel unter der Kniescheibe verletzt, dass er jetzt mit Schmerzen dahinhumpeln müsse, sondern ich. Das sei letztes Mal so gewesen, weise ich ihn zu recht. Dieses Mal sei ich trotz eines Sturzes auf dem

Fichtenberg, bei dem sich ein Ski im Schnee vergraben und der Fuß nur unter starker Verdrehung des Knies aus der Bindung gesprungen war, mit schmerzlos gesundem Knie da. Ich glaube, mein Freund wird alt, man darf seine Erinnerung nicht ungeprüft hinnehmen. Eigentlich sind seine Erinnerungen ja die meinen, er verwaltet sie nur. Aber anscheinend nicht sorgsam genug, da sollte ich dahinter sein. Als ob es keinen Unterschied gäbe zwischen Sidney Bechet und Count Basie! Und was heißt Kellerlokal? Geht es nicht genauer, Blue Note, zum Beispiel, das sich übrigens nicht in einem Keller befand? Wortlos machen wir uns auf den Weg.

Auf der Place Vendôme bleiben wir stehen. Es hat in der Nacht geregnet und das Pflaster ist noch nicht trocken. Darauf zeigt sich jetzt genau die Farbe und Bildschärfe, um mit Audrey Hepburn und Cary Grant zu harmonieren, die für immer da oben in einem Zimmer des RITZ am Fenster stehen, mit Napoleons Siegessäule im Hintergrund. An die Säule trete ich so nahe heran, bis die Fugen deutlich werden, an denen die einzelnen Platten des Bronzereliefs aneinander stoßen und feinste Ausblühungen der Korrosion sichtbar werden. Der Freund dreht sich inzwischen auf den Absätzen und lässt den Blick in der Runde schweifen. Er hält nichts von Grübeleien über Vergänglichkeit und erste Anzeichen des Verfalls, der eines Tages im Verschwinden der Säule enden wird, um nur noch die Idee einer Säule zu hinterlassen. Der Meter hat es schon geschafft. Was da links vom Eingang

ins Justizministerium, dem fast spiegelverkehrten Gegenüber des RITZ, an die Wand gemalt wurde, ist die Illustration der längst frei durch die Welt fliegenden fixen Idee vom Meter. Hier kann jeder hingehen und überprüfen, wie genau die Darstellung – schwarz auf sandsteingrau – mit seiner Vorstellung übereinstimmt. „Und du?“, frage ich den Freund. „Ich bin froh, dass es die Stadt gibt, die wie keine zweite etwas verkörpert, wonach ich mich ein Leben lang sehne.“

Als wir den Hof des Louvre betreten, fliegt mit großem Getöse ein Hubschrauber über uns hinweg. Wir lassen die Glaspypamide, die Menschen aus aller Welt anzieht wie der geschliffene Stein der Weisen, links liegen, halten uns an das noch nicht fertiggestellte Areal zur Rechten mit dem eingezäunten letzten Rest der Baustelle, die vor wenigen Jahren den gesamten Innenhof einnahm. Hinter einem Sperrgitter und Gebüsch taucht der Siegesbogen Napoleons auf, als ein Drama zu unseren Füßen unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Eine Schwalbe ist vom Himmel gefallen und liegt auf dem Pflaster, auf dem Rücken, sich aufbäumend und mit den schlanken, schwarzen Flügeln flatternd, die zusammenklappen wie die Flügel eines Schmetterlings, der sich zum Saugen von Wasser niedergelassen hat. Aber die Flügel halten nicht still, nein, sie schlagen wild um sich, wobei sich der Körper des Vogels jedes Mal ein klein wenig vom Boden hebt, ohne eine Drehung auf den Bauch zu schaffen. Die Schwalbe bleibt mit dem Rücken am Boden, dreht sich nur ruckweise im Kreis.

Der Kopf hängt hilflos am Rumpf, der mir merkwürdig verkürzt erscheint. Ich sehe keine Stoßfedern. Wind weht Blätter vom Park her und über den gelben Sand. Am sterbenden Vogel werden sie langsamer und beginnen um das flatternde Tier zu kreisen, heben vom Boden ab und berühren ihn wieder, kreiseln weiter unter leisem Kratzen. Beim Triumphbogen reißt eine Windhose Sand auf und weht ihn in Richtung Glaspypamide, gefolgt von Regenschwaden. Wir laufen in den Schutz des nahen Torbogens, beobachten von dort aus, wie die Schwalbe weiter flattert. Zwei japanische Mädchen, die mit schräg vorgehaltenen Schirmen laufend ebenfalls Schutz im Torbogen suchen, springen erschrocken zur Seite. Das kurze Unwetter geht vorüber. Die gelben Blätter sind verweht, der Regen hat sich in Lachen gesammelt, eine dort, wo die Schwalbe mit dem Tod kämpft. Der Regen ist in ein Nieseln übergegangen, zwischen den nur noch vereinzelt fallenden Tropfen beginnen die frischen Lachen zu spiegeln. Wir gehen zurück in den Hof, und als wir die Schwalbe erreichen, hört sie auf, mit den Flügeln zu schlagen, liegt still. Sie ist in der Lache ertrunken, die Flügel ausgebreitet, dazwischen der kleine graue Körper, ohne Schwanzfedern, das ist nun deutlich zu sehen.

Kreuzte der Helikopter den Flug der Schwalbe? Mit dem Gedanken durchschreiten wir den Durchgang mit der in Stein gemeißelten Inschrift PEINTURES FLAMANDES ET HOLLANDAISES und treten hinaus auf den inzwischen, wie der Freund sagt, nach François

Mitterrand benannten Quai. Was meint mein Freund mit „inzwischen“? Denkt er an die ausgelassene Feier mit Freunden spät nachts in Montreal, als der lange erhoffte Wahlsieg der Sozialisten in Frankreich feststand? Wir tanzten und der Freund, oder ich, wahrscheinlich wir beide, verschauten uns in Nicole, so weich und warm unter dem Pelzmantel, in den ich oder der Freund, wahrscheinlich beide, zu ihr hineinkriechen sollten, später, an der Reling des Fährschiffes über den Saint Laurent, während Eisschollen aus dem Licht der Schiffsluken ins Dunkel abtrieben. Auf dem Quai also, der den Namen eines längst verstorbenen Präsidenten trägt, fällt mein Blick hinüber ans andere Ufer der Seine mit der frisch vergoldeten Kuppel am Gebäude des Institut de France. Auf dem kleinen dreieckigen Platz daneben hat man mir meine Schottenmütze gestohlen, aus dem Auto, das ich dort über Nacht abgestellt hatte. Einfach das Dach meines Kabrioletts mit einem Messer aufgeschlitzt und die Schottenmütze herausgefischt. Der Freund erinnert sich, er ging mit mir am anderen Morgen ins nächste Polizeikommissariat um eine Anzeige gegen Unbekannt zu machen. Wo hatte er die Nacht verbracht? Danach habe ich ihn nie gefragt. Ich war oben, im ersten Stock des Hotel DE LONDRES, allein, also zu zweit allein, mit meiner Freundin, entschlossen, ein Kind zu zeugen. Doch keines meiner Spermien hat das in meiner Freundin wartende Ei erreicht. Dazu noch das Pech mit der Schottenmütze! Während der gesamten Fahrt durch Frankreich haben wir im Auto geschla-

fen, für Übernachtungen im Hotel hätte das Geld nie gereicht. Aber unser Kind sollte in Paris gezeugt werden, im Luxus eines richtigen Bettes mit Blick auf die Seine. Es war ein anderer, der das Rennen schaffte, einen Monat später, zurück in Bad Kleinheim, wo der Freund noch nie war, wohin er auch nie kommen wird, denn er ist ein waschechter Pariser.

Und doch, oder gerade deshalb, hat er noch nie die Tafel gelesen, die am Südende des soeben überschrittenen Pont des Arts angebracht wurde. Das holt er jetzt nach:

A la memoire de  
VERCORS  
(Jean Bruller)  
Co-fondateur en 1942 des  
EDITIONS DE MINUIT  
avec *LE SILENCE DE LA MER*  
et des  
OUVRIERS DE LIVRE  
Qui par leur dévouement,  
au péril de leur vie sous l'occupation nazie,  
ont permis à la pensée française de maintenir  
sa permanence et son honneur  
1942-1992

*Ce lieu du monde, unique et prestigieux,  
qui hantait des pensées, nourrissait ses rêves,  
exaltait son âme: le pont des Arts.  
Vercors, La Marche à l'Etoile*

Von Vercors habe er schon gehört, sagte mein Freund, als er wieder zu mir aufschloss und wir über den dreieckigen Platz in Richtung Rue Mazarine gingen. Das sei ein stark zerklüfteter Gebirgsstock, der seine Entstehung mächtigen Korallenriffen im Meer der Kreidezeit verdanke, in den Westalpen, südlich von Grenoble. Während der deutschen Okkupation hätten sich dort viele Widerstandskämpfer versammelt, und Jean Bruller sei einer von ihnen gewesen. Wir wichen dem Denkmal aus, das Bürgermeister Chirac genau an der Stelle hatte aufstellen lassen, wo mein Kabrio mit aufgeschlitztem Dach gestanden war. Aha, sagte ich, davon höre ich das erste Mal, in Gedanken noch immer bei meiner Schottenmütze. Es gäbe eine Höhle, am Fuße eines Felsmassivs, erzählt der Freund weiter, in der die Maquisards ein Lazarett eingerichtet hatten. Deutsche Fallschirmjäger ermordeten dort eine große Anzahl Verwundeter. Allmählich ahnte ich, was mein Freund macht, wenn ich nicht in Paris bin, es scheint, er habe eine Schwäche für Geschichte, und Paris ist der ideale Ort für einen wie ihn. An jeder Ecke, fast in jedem Haus, hat sich etwas zugetragen, worüber man noch nach Jahren reden kann. Ich musste an PG denken, an die Höhle der Heiligen Sofia südlich von Kissamos, wo er von Häschern der Obristen gefangen genommen wurde. In Vercors, fuhr mein Freund unbeirrt fort, seien die deutschen Fallschirmjäger auf der Hochfläche zwischen den Felsmassiven abgesprungen, auch Lastensegler mit schweren Waffen seien gelandet. Zwei



Dörfer habe man dem Erdboden gleich gemacht, hunderte Zivilisten erschossen. Ich hörte, was er sagte, war aber in Gedanken in Kreta hängen geblieben, an dem Dorf Kandanos – einem kretisches Schwes-terndorf zu den Dörfern in Vercors – etwa dreißig Kilometer weiter südlich der Höhle Agia Sofia. Die Tafel ging mir nicht aus dem Sinn, die ich dort gesehen hatte, etwa in der Größe der Tafel am Ende des Pont des Arts, mit der skandalösen Aufschrift:

Zur Vergeltung der bestialischen Ermordung eines Fallschirmjägerzuges und eines Pionier-  
halbzuges durch bewaffnete Männer und Frauen aus dem Hinterhalte wurde Kandanos zerstört.

Eine Tafel war den Mördern nicht genug, sie stellten eine ganze Serie davon auf, einige davon blieben erhalten, bis heute, als Abschreckung, aber nicht im Sinne der Mörder, sondern als Warnung vor ihresgleichen.

... wurde am 3. 6. 1941 Kandanos zerstört, um niemals wieder aufgebaut zu werden.

Kandanos wurde wieder aufgebaut, es gibt eine große Kirche mit zwei Türmen, einen MINI-MARKET, vor dem sich rote Plastikkisten für Amstel Bier stapeln, daneben ein Kafeneion mit einem Tisch davor, an dem drei Männer beim Ouzo in der Sonne sitzen,

Männer, die mir alt erschienen, aber wohl erst nach den Gräueltaten, die hier begangen wurden, auf die Welt kamen. Für sie ist das Schicksal Kandanos die Geschichte ihrer Vorfahren, wie die Grundmauern osmanischer Verwaltungsbauten oder die Ruinen eines Tempels aus der Zeit des Septimus Severus. Jahrtausende, die mir auf wenigen Metern Pariser Pflaster durch den Kopf gehen und der Freund – bewusst oder unbewusst – macht damit weiter, indem er mir erklärt, die Rue Mazarine, die wir gerade erreicht haben, und die „im Rücken“ des Institut de France einen Haken nach rechts schlägt, erinnere an den Kardinal Mazarin, Gründer des Institut de France. Eigentlich sei er Italiener gewesen, von irgendwo in den südlichen Abruzzen, aber dann in Paris zu Ruhm und Reichtum gekommen. Sogar mit Anna von Österreich, der Gattin Ludwig des Dreizehnten (tatsächlich eine Spanierin, die nie in Österreich war), soll er ein Verhältnis gehabt haben. Erst vor kurzem hätten DNA-Analysen das hartnäckige Gerücht, der Kardinal sei der Vater von Ludwig dem Vierzehnten gewesen, widerlegt. DNA-Analysen, das wäre die Lösung für DiRoccas Problem, dachte ich. Wie war man an die DNA-Probe des Kardinals gekommen? „Manchmal klappt es, manchmal nicht“, sagte der Freund. „Was klappt?“ Wir waren inzwischen ein gutes Stück die Rue Mazarine weiter, man sah schon die Stelle, wo die Gasse auf vier weitere Gassen trifft. „Das mit der Zeugung“, antwortete der Freund. Ich dachte an das Zimmer im Hotel DE LONDRES mit Blick auf die Sei-

ne, der Freund aber sprach von einem Zimmer auf der anderen Seite des Flusses, im königlichen Stadtschloss, wo Anne d'Autriche schon Jahre allein lebte, ohne den König. Der hatte sie nach mehreren Fehlgeburten nicht mehr berührt. Doch nun war er im Verlauf einer Jagdtour vorübergehend da, und das miese Winterwetter hielt ihn wider Willen über Nacht im Louvre fest. Es war saukalt, nur das Schlafzimmer seiner Frau geheizt. Ein Glück für Ludwig den Vierzehnten, denn in dieser Nacht wurde er gezeugt. Wir hatten die Kreuzung der fünf schmalen Gassen erreicht, und da stand auch das Hotel LE PETIT TRIANON.

Hier, wo sich die alten Viertel Saint Germain-des-Prés und La Monnaie aneinanderdrängen, müssen die Wege von *unserer alten Wohnung* in die Institute der Sorbonne verlaufen sein. Ich fühle mich Sophia, der jungen Studentin aus Griechenland, nah. Irgendwo hier in der Nähe, weit weg kann es nicht gewesen sein, lernt sie einen jungen Mann kennen, mit dem sie später zusammenzieht, vermutlich in Le Marais, am anderen Ufer der Seine. Das ist meine Idee. Ohne sie, und sei sie noch so falsch, fände ich nicht die Kraft, mich auf den Weg zu machen.

Auch LE PETIT TRIANON besteht zum größten Teil aus einer Idee, der Idee eines prächtigen, herrschaftlichen Wohnsitzes. In Wahrheit ist es ein brüchiges, altes Haus, das wahrscheinlich ohne die stützenden Nachbarhäuser in sich zusammenfiel (was für die Nachbarhäuser in gleichem Maße gelten mag). Es ist ein schmales Haus, im Inneren mit einer Wendeltrep-

pe, die man damals noch nicht frei hängend zu bauen vermochte, die sich also um einen Kern aus massivem Mauerwerk windet, daher möglichst schmal gehalten wurde. Die Schäden werden durch einen roten Teppichläufer nur mangelhaft kaschiert, was die Gefahr des Stolperns erhöht. In die kleinen, zu fünf Stockwerken übereinander geschachtelten Zimmer hat man, lange ist es her, nachträglich Wasser und sanitäre Einrichtungen hineingezwängt, deren Reparatur einem Installateur algerischer Herkunft eine Vollzeitbeschäftigung sichert. Die Toilette kann nur von einem Verrenkungskünstler benutzt werden, wie der Wandspiegel nur sehr schlanke Personen in ihrer Gesamtheit widerspiegelt. Ich muss meinen Schwerpunkt abwechselnd von einem Bein auf das andere verlagern, um aus den Bildhälften mein gegenwärtiges Aussehen zu komponieren. Der Rahmen des Spiegels hat die Form eines maurischen Torbogens am Eingang zu einer Kasbah, der durch ein Erdbeben so zusammengequetscht wurde, dass man sich nur noch hindurchzwängen kann. Der rustikale Eindruck, den die Wände vermitteln, ist weniger einer Absicht denn der laienhaften Ausführung von Maurer- und Tapeziererarbeiten zuzuschreiben. Das alles sind freilich Randerscheinungen, denn das Kern- und Herzstück des Raumes ist ein Bett aus weiß emaillierten Eisenohren mit goldähnlich blitzenden Aufsätzen aus Eluxal. Das erinnerte an die Frivolität eines klassischen Stundenhotels, wenn auch für schlanke Liebende, nicht für ausladende Odaliskinnen, oder eben nur für deren

dunkle Mitte. Als Lichtquelle außer dem Fenster dient eine „arabische“ Tischlampe aus Messing mit einem Schirm aus Glas in mehreren Farben.

Das Bett hängt ein wenig durch, das stört mich nicht besonders, es gehört zu diesem Interieur, so als wäre die Zimmereinrichtung ohne durchhängendes Bett nicht authentisch, sondern eine Fälschung. Hier ist nichts falsch, denn selbst jeder Versuch, etwas als mehr erscheinen zu lassen, als es ist, erhärtet die Authentizität.